

Erfahrungsbericht über mein Auslandssemester in Neuseeland

Hannah-Marie Zöllner

Mein Auslandssemester an der Victoria University in Wellington von Juli bis November war für mich eine spannende Zeit, in der ich viel Neues erlebt und gelernt habe. Zusammen mit zwei Freundinnen, die mit mir Innenarchitektur studieren, haben wir uns Anfang des Jahres überlegt, wo es für uns ins Auslandssemester hingehen soll. Von Anfang an war für uns alle klar, dass es in ein englischsprachiges Land gehen sollte und wir auch nicht abgeneigt waren, einen weiten Weg auf uns zu nehmen. So kamen wir auf Australien oder Neuseeland. Beides Länder, in denen wir nur als Freemover studieren konnten.

Zuerst waren wir uns unsicher, wie wir den ganzen organisatorischen Aufwand alleine stemmen sollten. Doch mithilfe des International Office der Hochschule kamen wir an die Organisation GoStralia! GoZealand!. Dort half uns Svea, eine super nette Mitarbeiterin, bei fast allen Fragen und Problemen, sei es bei der Anmeldung an der Uni, Fragen zum Visa oder der Wohnungssuche. Schließlich entschieden wir uns für Neuseeland und die Victoria University in Wellington.

Um die Bewerbung für sämtliche Stipendienprogramme haben wir uns selbstständig und frühzeitig gekümmert und konnten mithilfe von PROMOS und WomenWorldwide im Juli endlich nach Wellington fliegen. Nach der kurzen und stressigen Prüfungsphase in Detmold und dem ganzen organisatorischen Aufwand war der Stress vor der Abreise sehr groß. Aber die Vorfreude auf Neuseeland, mit seinen offenen und freundlichen Menschen, der atemberaubenden Natur und einer neuen, riesigen Uni war größer.

Zu dritt zogen wir einen Tag bevor das Semester startete in eines der WG-Häuser im Viertel Kelburn von Wellington. Dort lernten wir unsere drei amerikanischen Mitbewohner kennen, mit denen wir das restliche Semester in unserem neuen Heim verbringen würden. Jeder hatte ein schönes Zimmer mit den nötigen Möbeln, und es gab eine kleine Küche, ein größeres Wohnzimmer und zwei Badezimmer.

Am nächsten Tag war es dann so weit: der erste Tag an der neuen Uni. Nachdem wir endlich den Raum gefunden hatten, in dem der erste Kurs stattfinden sollte, fing das Unileben wirklich an.

Insgesamt belegten wir alle dieselben drei Kurse und hatten so zumindest immer uns, aber wir lernten relativ schnell einige sehr gute Freunde kennen, mit denen wir auch nach dem Semester immer noch Zeit verbringen.

Die Uni und auch die Kurse unterschieden sich nicht viel von dem, was wir schon aus Deutschland kannten. Allerdings waren die Neuseeländer deutlich digitaler und auch organisierter. So gab es eine App, in der alle anstehenden Abgaben, Termine und Aufgaben sowie regelmäßige Nachrichten der Professoren angezeigt wurden. Auch die Seminare liefen sehr strukturiert ab, ohne dabei an lockerer Stimmung zu verlieren, denn der Kontakt zu den Professoren und Tutoren war sehr familiär.

Man kann sagen, dass wir uns rundum gut unterstützt gefühlt haben und bei Fragen und Problemen ohne Angst auf Kommiliton*innen und Lehrende zugehen konnten. Anders als in Deutschland gab es regelmäßige Abgaben über das ganze Semester und nicht ein stressiges Semesterende mit einer Prüfungsphase, wie wir es aus Detmold kannten. Das war für mich persönlich sehr viel angenehmer und hat das Semester kontinuierlich spannend gestaltet.

Außerdem konnte ich viele neue Erfahrungen sammeln und durch andere kulturelle Einflüsse ganz neue Herangehensweisen entwickeln. In einem meiner Kurse habe ich die Māori-Kultur mit ihren ganzheitlichen Methoden näher kennenlernen dürfen und so ein ganz neues Bild auf die Architektur und ihre Auswirkungen bekommen. Zusätzlich hatte ich tiefe Einblicke sowohl in die Kiwi- als auch in die Māori-Kultur, die ich ohne mein Studium in diesem Umfang nie gehabt hätte.

Eine große Unterstützung war dabei auch unsere Freundesgruppe, die wir kennengelernt hatten. Sie zeigten uns Wellington und Auckland, nahmen uns mit auf Partys und luden uns zum alljährlichen Architekturball ein, an dem wir alle in festlichen Kleidern einen tollen Abend hatten. Auch das Leben in Wellington war eindrücklich. Die Stadt, die wegen ihres windigen Wetters oft „Windy Welly“ genannt wird, hat uns aber auch häufig ihre sonnige Seite gezeigt, und wir konnten den Übergang vom Winter zum Frühling miterleben. In der bunten Cuba Street gibt es viele Secondhand-Läden, in denen wir den einen oder anderen Nachmittag mit Stöbern und Anprobieren verbracht haben. Außerdem gab es immer etwas Leckeres zu essen oder einen heißen Kaffee zu sehr günstigen Preisen, die ich gerne auch mit nach Detmold nehmen würde. Immer wenn wir keine Uni hatten, haben wir einen anderen Teil der Stadt erkundet und kennen unser Windy Welly jetzt wie unsere Westentasche.

Anders als in Deutschland ergaben sich hier viele Dinge ganz spontan, ohne lange Planung. Das war zwar etwas ungewohnt, passte aber genau zu der unbefangenen, offenen Art der Kiwis und hat uns schon die coolsten Momente erleben lassen. Ich habe immer mehr gemerkt, wie sehr mir diese freundliche Art und der lockere Lebensstil gefallen und mich Stück für Stück weiter in das Land und seine Menschen verliebt. Auch die Natur mit ihren starken Kontrasten war etwas ganz Besonderes. In einer zweiwöchigen Semesterpause bereisten wir in einem Campervan den Norden der Nordinsel und hatten spektakuläre Aussichten, gemütliche Wanderungen und leckeres Essen.

Wenn ich heute an die Monate in Wellington zurückdenke, bin ich vor allem dankbar: für die Menschen, die ich kennengelernt habe, für die neue Sichtweise auf mein Studium und für das Gefühl, mich in einem so weit entfernten Land zuhause gefühlt zu haben. Das Semester hat mir gezeigt, wie wertvoll es ist, Neues auszuprobieren und sich auf andere Lebensweisen einzulassen.

Allen, die selbst über ein Auslandssemester nachdenken, kann ich nur raten, offen an alles heranzugehen und die Möglichkeiten zu nutzen, die sich vor Ort bieten. Oft entstehen gerade aus spontanen Momenten die schönsten Erlebnisse. Und man sollte wirklich keine Angst davor haben, ans sprichwörtliche Ende der Welt zu reisen. Am Ende fühlt es sich viel weniger weit weg an, als man vorher denkt.